Zeitschrift: Bündner Jahrbuch : Zeitschrift für Kunst, Kultur und Geschichte Graubündens

Herausgeber: [s.n.]

Band: 45 (2003)

Artikel: Graue und grüne Bündnergeschichten : im Gebiet Churs und des Zehngerichtebundes

Autor: Gasser, Albert

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-550614

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Graue und grüne Bündnergeschichten

Teil 1/3: Im Gebiet Churs und des Zehngerichtebundes

von Albert Gasser

Hier liegt eine Sammlung kurzer Kolumnen und Geschichten aus und über Graubünden vor. Geschichte, Kultur und Natur sind vermengt. Ohne Systematik werden Beobachtungen, Begegnungen, Betrachtungen, Erlebnisse und Impulse, Profanes und Religiöses aneinandergereiht, auch Gefundenes, Geschenktes und Gefühltes. Alle beschriebenen Örtlichkeiten und Reiseberichte wurden im Massstab eins zu eins erwandert. In der Bewegung aus eigener Kraft «fährt» die Landschaft ganz anders ein, als wenn man sie abfährt. Das geht unter die Haut.

Es hat sich im nachhinein herausgestellt, dass unbeabsichtigt alle Bündner Regionen und praktisch alle Täler erwähnt werden, wenn auch unterschiedlich stark. Es gäbe noch viel zu erzählen, da ich im Lauf von dreissig Jahren den ganzen Kanton zu Fuss abgeklopft und geistig einverleibt habe. Aber die vorliegende Zusammenstellung ergibt bei allem Anekdotischen ein gewisses Ganzes, das in sich abgerundet ist. Sie ist auch mit allem Bruchstückhaften und Zufälligen irgendwie aus einem Guss.

Was ist Zufall? Das, was uns eben zufällt. Das macht wahrscheinlich das Schönste, aber auch das Schwerste und zweifellos das Wichtigste im Leben aus. Vieles fällt uns auch zu, weil wir es anziehen. Was nicht alles leichter macht, aber dafür spannender.

Am Dreibündenstein. (Foto Verlag F. Schuler Chur)

Bünde und Steine

Es ist eher verwunderlich, dass unser Kanton bei seinem Beitritt zur Schweiz zu Beginn des 19. Jahrhunderts nicht den Namen «Dreibünden» oder einfach «Bünden» erhielt, wie er sich in der Umgangssprache als «Bündnerland» eingebürgert hat, sondern den Namen eines der Drei Bünde.

Eine frühsommerliche Wanderung von *Brambrüesch ob Chur* zum Dreibündenstein ist schon wegen der Alpenflora ein Erlebnis. Die weite, höckrige hochalpine Graslandschaft zwischen dem Dreibündenstein und dem Stätzerhorngrat wirkt sanft und zugleich herb. Und dann gelangt man, unwillkürlich davon angezogen, zum steinernen Denkmal der Drei Bünde, an den geografischen Ort, wo die Grenzen des Gotteshausbundes, des Grauen Bundes und des Zehngerichtebundes zusammenkamen. Über die künstlerische Qualität dieser steinernen Erinnerung kann man geteilter Meinung sein. Ein Anflug von Phalluskult oder ein Hauch von kriegerischer Klotzigkeit. Nun eben, es wurde 1914 errichtet. Steinerne Denkmäler sind gefragt, wenn es etwas zu feiern oder zu verteidigen gilt.

Sankt Ambrosius lässt grüssen

Chur hat nach einer Stillegung wieder seine Bahn auf *Brambrüesch.* Der Name setzt sich zusammen aus Pra = Wiese und Ambrosius. Es handelte sich also um die Wiese eines gewissen Ambrosi. Bevor der heilige Ambrosius Bischof von Mailand wurde, war er Stadtpräfekt dieser Stadt, mit anderen Worten Stadtpräsident. Vielleicht wird einmal in ferner Zukunft ein Churer Stadtpräsident Bischof von Chur. Wer weiss.

Ambrosius von Mailand (339–397) war ein ausgesprochen sozialer Politiker und Bischof mit Herz, ein Mann, der sich unter anderem für das Los der Fremdarbeiter seiner Stadt einsetzte. Die Brambrüeschbahn ist auch eine im wahren Sinn des Wortes soziale Installation. Sie dient primär der Stadtbevölkerung als Naherholungsgebiet. Brambrüesch ist für Chur, was der Uetliberg für Zürich oder der Gurten für Bern. Erholung gehört zum Alltag. Sie bildet ein unverzichtbares Stück Seelsorge. Körperliche Rekonvaleszenz geht Hand in Hand mit seelischer Regeneration.

Sauerquelle

Unterhalb des Känzeli am *Pizoggel,* einem der Churer Hausberge, führt ein neu angelegter, mit Drahtseilen gesicherter Höhenweg in eine rabiate Bergsturzflanke. Eine steile Steinwüste inmitten abschüssiger, bewaldeter Hänge. Im Geröll am Weg entspringt die «Sauerquelle». Das Wasser schmeckt nach Eisen. Der Eindruck wird durch ein rötlich-braunes Rinnsal bestätigt. Es ist geniessbar, vielleicht sogar gesund, aber nicht gut.

Im Alten Testament wird berichtet, wie Moses eine bittere Quelle in der Wüste süss und bekömmlich macht. Aber erst, nachdem er ein Stück Holz ins Wasser geworfen hat. Wasser ist Voraussetzung für Pflanzen und Bäume. Wald seinerseits bindet und fördert Wasser. Wir sind hierzulande mit genügend Quellen verwöhnt, mit vorzüglichem Wasser. Unser Land ist fruchtbar. Die Wüste bedroht uns nicht. Aber die geistige Wüste wuchert. Warum eigentlich? Das Betrachten und Erleben der elementaren Natur nährt und erneuert unsere seelische Kultur. Die bitter-wässerigen Augen trister Menschen könnten sich satt trinken, «was die Wimper hält», an klares Labsal, das aus der Erde und vom Himmel quillt.

Der Heilige und die Büffel

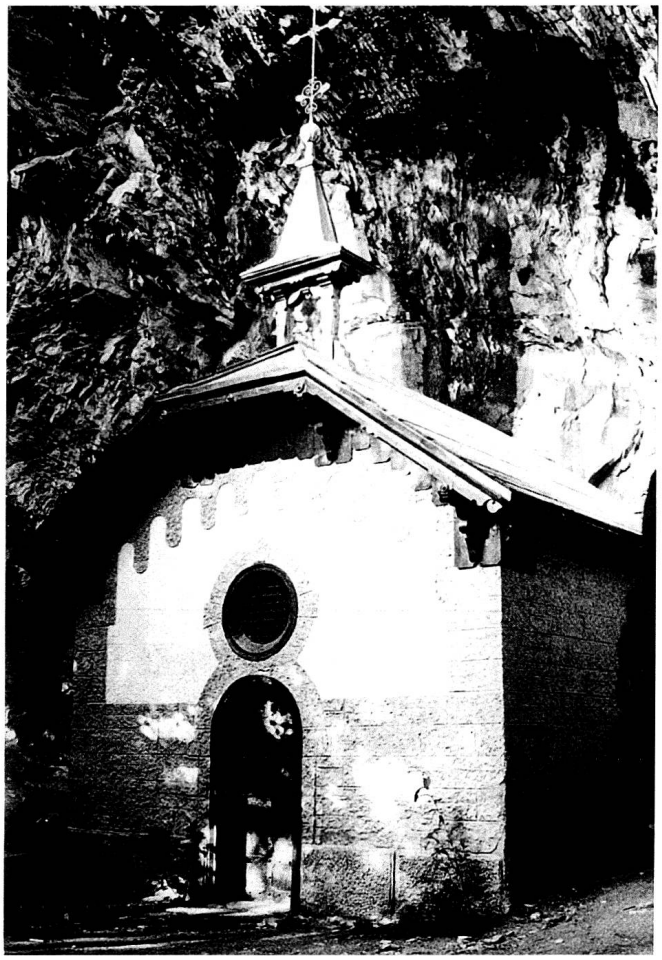
Der heilige Lucius gilt als erster Glaubensbote von *Chur.* Sein Leben ist legendär. Seine Lebensbeschreibung war eine Glaubenspredigt. Damit die besser ankam, verknüpfte man sie mit einer einprägsamen Gestalt. Der Mann, der Rätien das Licht des Glaubens brachte, war König von Britannien, sprach mit dem Apostelschüler Timotheus, setzte über den Kanal und kam via Augsburg nach Chur. So etwas machte den Zuhörern um das Jahr 800 Eindruck. Wenn ein Mann nobelster Herkunft Herrschaft und Reichtum fahren lässt und solche Strapazen auf sich nimmt, dann muss wohl etwas an der Christenlehre sein.

Bei der Ankunft im Churer Rheintal zivilisierte und domestizierte Lucius auf der Steig oberhalb

Maienfeld, an einer Schlüsselstelle der Churer Nord-Süd-Route, gewaltlos die wild gestikulierenden und brüllenden, wirr lallenden, sprachlosen Menschen und die gefährlichen Auerochsen, einzig kraft seiner gewinnenden Ausstrahlung, und übergab die unterworfene unvernünftige Kreatur den nunmehr einsichtigen Wilden als gezähmte und nützliche Arbeits- und Lasttiere. Er brachte die Ureinwohner vom Schrecken zum Staunen, vom Stottern zum Sprechen und von ungelenkem, schwerfälligem Schinden und Schuften zu gelernter und erleichterter Tätigkeit. Das Ungetüm von Tier wurde in den Dienst am Menschen eingespannt. Dann erst zog Lucius mit Glanz und Gloria in die rätische Hauptstadt ein.

Die Stadt verkörpert im Gegensatz zum Land, zur Wildnis, zur Heide, wo die Heiden sich herumtreiben, Geborgenheit, Sicherheit, Sesshaftigkeit, Wohlstand und Kultur.

Natur und Übernatur gehen Hand in Hand. Bevor die Wildnis nicht ansatzweise saniert ist, bleibt das Wort Gottes steril. Es muss nicht alles im Lot sein, aber doch mindestens einiges im natürlichen und menschlichen Bereich stimmen, damit die Botschaft Jesu als Stimme Gottes vernommen wird und stimuliert. Das ist die zeitlose Botschaft dieser uralten Geschichte.



St. Luzi-Kapelle am Mittenberg von Chur.
(Quelle: A. Gasser: Die Lucius-Vita, Disentis 1984; Foto Gerd Hoppe)

Benedikt Fontana und Verdun

1903 wurde in *Chur* das Denkmal für den Bündner Anführer und Krieger Benedikt Fontana errichtet. Das war die logische Abrundung der Calvenfeier von 1899 zur Erinnerung an die siegreiche Schlacht an der Calven zwischen Münstertal und Vinschgau, einer der Waffengänge des Schwabenkrieges 1499. Die rauschende Festivität schweisste trotz strömendem Regen Graubünden emotional definitiv mit der Eidgenossenschaft zusammen. In der Schweiz kann man unbelastet Schlachtfeiern zelebrieren, liegen doch die zum Teil als ruppige Turniere verklärten Ereignisse weit zurück. Bezeichnenderweise gibt es keine Feier zum Sonderbundskrieg von 1847.

Mit den gigantischen Schlachten der Weltkriege geht das nicht mehr. Auf dem Areal der Schlacht von Verdun, die den «Ruhm» beansprucht, die blutigste der ganzen Kriegsgeschichte zu sein, ragt ein monumentales Beinhaus mit einem kolossalen Turm in die Höhe. Monströs das Ganze, aber der Tod war ein Monster in der «Hölle von Verdun». Am Abhang davor stehen 15 000 Kreuze mit eingeschriebenen Namen von identifizierten Gefallenen. Die Bilanz von zehn Monaten: 714 000 Getötete, Verwundete oder Verschollene. Was Ende 1916 auf vielen Quadratkilometern wie eine Mondlandschaft aussah, ist mit Wald bedeckt, was aber verdeckt, dass ganze Dörfer dem Erdboden gleichgemacht und Menschen und Munition unter dem mit Gräben aufgerissenen Boden zugedeckt wurden.

Wozu dieses Sterben? «Pour rien», ereifert sich der Taxichauffeur. Sein Grossvater liegt auch hier. Aber in der Wahnwitzigkeit regt sich auch Positives. Es erschöpft sich in dieser ausgebluteten Gegend nicht im Grün des Waldes. Überall wurden Zeichen gesetzt von Friede und Versöhnung. So

weht auf diesem gigantischen Friedhof ein leiser Hauch hartnäckiger Hoffnung.

Hochgericht im Hochtal

Im Mittelalter galt die sogenannte Hochgerichtsbarkeit als Zeichen politischer Souveränität. Ein Gemeinwesen konnte Todesurteile fällen und vollstrecken. Man hatte seinen Galgen und war stolz darauf. Das scheint nachzuwirken. Auch *Chur* hat seinen Galgenhügel. In der Churer Altstadt beim Untertor ist die Scharfrichtergasse. An der Fahrverbotstafel ist das Schild angebracht: «Zubringerdienst gestattet». So was nennt man Galgenhumor.

Im Hochtal Avers, auf der linken Talseite gegenüber Cresta, wo das Juwel der Kirche aus dem 14. Jahrhundert steht, nach der Einwanderung der Walser erbaut, errichtete die Gemeinde vor Jahren einen Gedenkstein zur Erinnerung an die ehemalige Richtstätte.

Ein Schauer geht von einem solchen Ort aus. Man denkt an Schuld, Todesängste und Qualen und an die schrecklichen Fälle von Justizirrtum. Dass die meisten Demokratien die Todesstrafe abgeschafft haben, ist nicht bloss aus humanitären Gründen gut. Gott allein ist Herr über Tod und Leben. Andrerseits ist die Selbsttötung gesellschaftlich hoffähig geworden. Die «Hochgerichtsbarkeit» Gottes sollte nicht angetastet werden, um den Menschen davon zu entlasten.

Kriminelles

Im Spätherbst des Jahres 1899 erschoss ein Wilderer aus dem Kanton Nidwalden den Wildhüter aus Obwalden und dessen Sohn an der Grenze beider Kantone, um der drohenden Verhaftung und Verurteilung zu entgehen. Der Mörder wurde gefasst, aber er konnte auf spektakuläre Weise beim Bahntransport entkommen. (Vielleicht drückte die Nidwaldner Polizei beide Augen zu, denn die Beziehungen zwischen den beiden Halbkantonen waren sehr gespannt.) Dem Täter war es vergönnt, unbehelligt von einer Interpol, in Amerika eine neue Existenz aufzubauen.

Ein jüngerer Bruder des Mörders wurde Priester und war von 1941 bis 1960 Regens (=Leiter) des Priesterseminars *St. Luzi in Chur.* Ein naher Verwandter der Ermordeten wurde auch Priester und war der unmittelbare Nachfolger des Bruders des Täters als Regens des Priesterseminars von 1960 bis 1965. Was sich da alles kreuzt. Kein Mensch kann das Knäuel menschlicher Verstrickungen entwirren. Wird auf krummen Touren sinnvolle Geschichte geschrieben?

Intensivstation

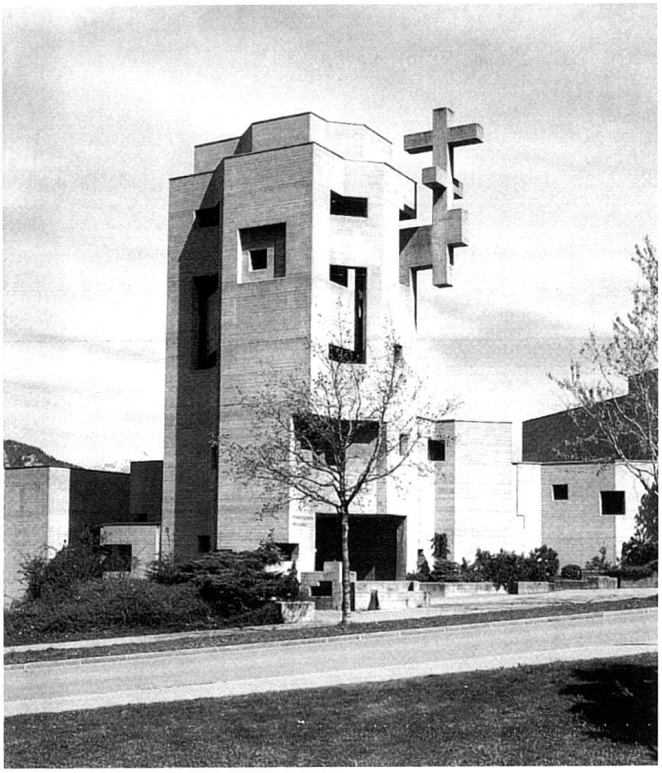
In *Chur* wird in einem Institut auf höchstem akademischen Niveau Forschung betrieben. Die im sprachlichen Verkehr schwindsüchtige rätoromanische Sprache wird auf Intensivstation ausgebreitet. In koordinierter und disziplinierter Arbeit bohrt sich das Forschungsteam durch das Alphabet wie die Bohrmaschinen durch das Gotthardmassiv. Ein wissenschaftlicher Mitarbeiter meinte scherzend, vielleicht sei der «Dicziunari Rumantsch Grischun» vollendet, wenn das gesprochene Romanisch ausgeklungen sei. Dann habe man wenigstens alles archiviert.

Was einem Nicht-Romanen Respekt abnötigt, ist der Eros, mit dem die Wissenschafter sich an Ort und Stelle dem Auftrag widmen, die Sorgfalt, mit dem die Linguisten das gewaltig angewachsene, aus allen Sprachregionen eingesammelte und eingelagerte linguistische Rohmaterial in strenger Akribie bearbeiten. Da bleibt keine Nuance unbeachtet. Mit der Sprache kann man nur zärtlich umgehen, sonst nimmt sie Schaden. Dann lässt man es besser sein. Es ist für die Kultur unseres Kantons nicht nur ein Gewinn, dass diese geistige Kärrnerarbeit geleistet, sondern wie sie gemacht wird, nämlich in schöpferischer Treue.

Karfreitag: Das Turmkreuz der Heiligkreuzkirche von Chur

Eigentlich sind es zwei Kreuze. Dieses Doppelkreuz zeigt nach Sonnenaufgang – Mittag – Sonnenuntergang – Nacht. Nach allen vier Himmelsrichtungen wirft das Kreuz seinen Schatten. Die Konstruktion deutet eine Rotation des Kreuzes an.

Es ist rund um die Uhr präsent. Unser Turmkreuz ist nicht bloss Wahr-Zeichen nach aussen, es symbolisiert auch, dass jedes Kreuz eine Art Kristallisationspunkt von Leid und Tod in aller Welt darstellt, gewissermassen ein Empfangsgerät, das Notsignale «rotierender» Menschen aufnimmt.



Die Heiligkreuzkirche in Chur. (Quelle: L. Dosch o. J.; Foto F. Anhorn)

Eines Nachmittags gegen drei beobachtete ich zufällig, wie das Turmkreuz seinen Schatten auf das gegenüber liegende Gemäuer der Kirche warf. Das Kreuz als Schatten inmitten von Licht. Passend zum Johannesevangelium mit seiner Vorliebe für die Antipoden Licht – Finsternis. Schatten gehört zum Licht. Ohne Leiden(schaft) keine Liebe, Bei Tagore las ich: «Sterben ist wie das Auslöschen der Laterne im Morgenrot, nicht das Erlöschen der Sonne.»

Scaläratobel und anderes Gruseliges

Es ist eine Wegstunde entfernt vom Churer Nobelviertel, das Scaläratobel, aber kein Ausflugsziel. Es führt in die Wildnis. Ein von schauerlichen Sagen verwachsener Sackweg. Die unerlösten Churer Seelen schmachten dort, führen ein gespenstisches Büsserleben und verrichten Sisyphusarbeit, ein Schuften und Rackern, das kein Ende nimmt, sondern stets von vorne beginnt. So will es die Volkssage.

In Engelberg heisst ein auswegloses Seitental *End der Welt.* In meinem Heimatort Lungern gibt es ein Maiensäss mit dem abschreckenden Namen *Unghüüri.* Erfahrungen, Phantasien und Ängste kreieren Namen. Im benachbarten Montafon gibt es den *Nenzinger Himmel.* Ein Stadtteil von Bern heisst Bethlehem. Ölberge gibt es zu Hauf, an *Paradiesen* besteht auch kein Mangel. Die Hölle treibt sich ebenfalls herum: Zu hinterst im Safiental, einer bis heute fast unberührten walserischen Streusiedlung, gibt es das *Hölltobel.* Zwischen Montalin und Hochwang guckt des *Tüfelsch Grind* ins Land. Und infernalisch intimer: Im Urnerland findet man des *Tüfels Fiddlächlack.* Düsteres mit Derbem verscheuchen. Eine mögliche Strategie. Biblische Stationen assoziieren sich mit Ortsbezeichnungen. Das Grauen, das Gefühl der Unbeständigkeit und des Ausgeliefertseins begleiten die Menschen überallhin, aber auch Sehnsüchte, Hoffnungen und zuversichtliche Geborgenheit.

Die Wacht am Rhein

Blickt man vom unteren Calanda oberhalb *Haldenstein* nach der Burgruine Lichtenstein, erscheint ein Mauerstumpf auf der Zinne wie ein Soldat mit Helm und Gewehr bei Fuss, hoch über dem Rhein, der sich an die Bergflanke anschmiegt. Unvermittelt fällt einem das martialisch patriotische Lied ein, mit dem Deutschlands Soldaten in den Ersten Weltkrieg zogen: «Lieb Vaterland magst ruhig sein, treu und fest steht die Wacht am Rhein.»

«Die Wacht am Rhein» – Burg Lichtenstein ob Haldenstein. (Foto A. G. 2002)

Rechts des Rheins, schräg gegenüber Haldenstein, ist das Churer Kranken- und Altenviertel angesiedelt, die verschiedenen Spitäler und Heime. Hier wird zivil und permanent die «Wacht am Rhein» gehalten, rund um die Uhr, im Dienst an kranken und Hilfe bedürftigen Menschen. Dazu kommen Tag für Tag und Nacht für Nacht Freiwillige, die Wache übernehmen, Angehörige, die sterbende Verwandte begleiten, sich in Spitalzimmern auch über Nacht zur Wacht einrichten, um wach zu sein für letzte Liebesdienste. Wie gut, dass es das gibt und immer geben wird. «Lieb Bündnerland magst ruhig sein . . .»

Mit Anstand und Kälte

Johann Gaudenz von Salis-Seewis (1762–1834), weitgereister Weltbürger und Bündner Patriot, Offizier und Poet, wurde wohl deshalb populär, weil er viel Bündnerisches verkörperte: Aufklärung und Tradition, Heimatliebe mit pädagogischem Eifer für das angestammte Staatswesen, aber auch Fernweh und Drang ins Ausland. Der Mann führte über seine Reisen und Erlebnisse in den Umbruchsjahren 1789/90 Tagebuch. Als die Bastille gestürmt wurde, stand von Salis-Seewis im Dienst der Schweizer Garde in Paris. Im Februar 1790 hielt er sich in Weimar auf. Über die Zusammenkunft mit dem gut vierzigjährigen Goethe notierte er: *Er empfing mich mit viel Anstand und Kälte,* eine Charakterisierung des Dichters, die das Empfinden vieler Goethe-Besucher teilte. Auch dem *grossen und schlanken* und *rötlich-blonden* Schiller ist er bei einem Abstecher in Jena begegnet, mit einer verhaltenen Wut im Bauch wegen dessen antibündnerischen Ausfällen in den «Räubern». Dann lesen wir wieder von einer sommerlichen Tour auf den Schesaplana.

Man kann sich gut einfühlen in diese anregende und belebende Abwechslung von Politik, Bildung und Bergen. Stärksten, geradezu religiösen Eindruck vermittelte ihm das Erlebnis des Meeres. Der Anblick von *Gottes Weltmeer* löste beim pietistisch geprägten Reisenden Psalmverse aus. Aber auch Heimweh und Unverständnis bei den Landsleuten in Bünden, Krankheit und Schwermut kreuzten seine Wege. Herbe Gefühle vertraute er seinem Gedicht «Herbstnacht» an:

Durch Seelenkraft und festen Mut
Wird Wahn und Schmerz besiegt.
Der weise Glaube fühlt als gut,
Was Allmacht liebend fügt.

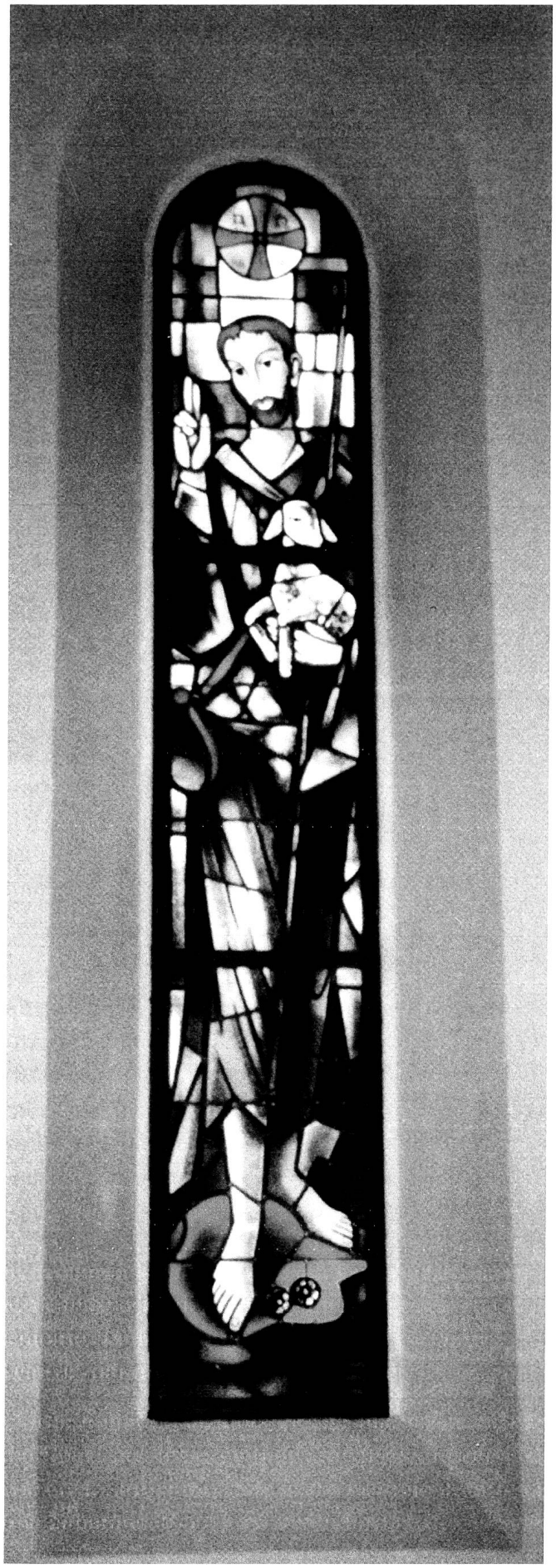
Der grüne Christus

Im mittleren Chorfenster der Kirche *Jenins* steht Jesus als der Gute Hirt mit einem Schaf auf dem Arm, einem Wasserbeutel an der Seite und einem Stab. Das Kleid des Herrn ist grün. Das Bild vom Guten Hirten passt in die Fruchtbarkeit der Bündner Herrschaft, dieses Burgund im Bündnerland, eingerahmt und geschützt von Landquart, Rhein und von der Steig, beschirmt von der imposanten Kulisse des Falknis und dem Massiv des Vilan. Ein Garten Eden, in dessen üppigen, dunkelgrünen Obst- und Weinkulturen die gelben Kornfelder so richtig zur Geltung kommen.

«Grün ist des Lebens goldner Baum.» Dieser Vers von Goethe bringt die Kirchensymbolik von Jenins auf den Punkt: Jesus ist der immergrüne Baum in unserem Leben, mitten in der farbigen Vielfalt, aber auch in rauher Dürre. Zu Füssen des grünen Christus ist Wasser. Damit könnte der Jordan oder der Jakobsbrunnen gemeint sein oder treffender Jesus selber. Nach einem Wort des Pastor bonus wird jeder, der einem durstigen Mitmenschen auch nur einen Becher frischen Wassers zu trinken gibt, nicht um seinen Lohn kommen. Damit das Grün nicht verdorrt und der grüne Christus auf uns abfärbt.

Predigt im Prättigau

Die reformierten Kirchen pflegten im Chorraum am Chorbogen, an den Wänden oder Balken kernige Schriftworte anzubringen, an Stelle der ausgeräumten oder zugedeckten Bilder, kurze Sätze, wörtlich der Bibel entnommen, vorzüglich die Grösse und Weisheit Gottes betonend und preisend, Verse aus der Verkündigung Jesu, mit Vorliebe auch Aussprüche des Apostels Paulus. Die Zitate sollten wie programmatische Schlagzeilen auf die Besucher wirken. Pastorale Transparente mit plakativen Kurzpredigten. Mit einem Wort: Das Wort, das bleibt und die Menschen sollen «lassen stahn».



Der grüne Christus, Glasfenster in der Kirche Jenins. (Foto A. G. 2002)

Im Prättigau rieben sich die Konfessionen wie nirgends sonst in Graubünden: Reformation, Rekatholisierungsversuche mit österreichischer Intervention, begleitet von der Mission des Fidelis von Sigmaringen zur Zeit der «Bündner Wirren» und Abwehr der Gegenreformation. Die Bevölkerung war traumatisiert und konfessionell besonders empfindlich. An der 1837 gegründeten «Evangelischen Mittelschule Schiers» prangt weit sichtbar das Pauluswort, das oft das Innere evangelischer Kirchen ziert, wohl auch mit einer gewissen anti (päpstlich)-katholischen Spitze: «Einen andern Grund kann niemand legen ausser dem, der gelegt ist: Jesus Christus.»

Das blaue Wunder

Was ist zu tun, wenn man, vom Schlappinertobel hinter Klosters Richtung *Saaser Alp* aufsteigend, auf rund 1800 Metern Höhe oberhalb der Waldgrenze unvermittelt in einer riesigen Heidelbeerlandschaft steht? Auch wenn kein Ahnenblut von Beerensammlern mehr in den Adern fliesst, dieses Angebot ist zu schön und zu aufdringlich, um es aus Bequemlichkeit auszuschlagen. Tausend Beeren, fein säuberlich abgezählt, um die Eintönigkeit des Pflückens zu überspielen, genügen für ein hübsches Dessert: Zucker darüber gestreut, mit flüssigem Rahm übergossen und fertig.

Bei allem, was wir konsumieren, steckt unausrottbar das Gefühl in uns, es sei mit unserem verdienten Geld erworben. Wirft aber die Natur gratis und frei uns ihre Früchte vor die Füsse, wird uns bewusst, dass alle Schätze der Erde, der Ursprung von allem Guten, Schönen und Liebenswerten geschenkt ist, letztlich eine Gabe dessen, der uns mit Gnade, das heisst gratis und grosszügig überschüttet.

Sprung über den Abgrund

Das Gebiet des Rätschen oberhalb *Klosters-Madrisa* besteht aus zerklüfteten Karren mit Rinnen und Furchen. In dieser weissgrauen, weglosen Steinwüste wirken die rot-weissen alpinen Markierungen im Nebel wie Lichter. Eine Stelle macht stutzig. Unbekümmert und ohne Warnung

Schesaplana. (Foto Christian Fausch, Seewis i. P., Herbst 1971)

quert die Route eine tiefe Felsspalte. Dabei sind die Wegzeichen ganz nahe an den beiden Spaltenkanten angebracht. Eine akrobatische Leistung ist nicht erforderlich, aber ohne gezielten Sprung kommt man nicht hinüber.

«Mit meinem Gott überspringe ich Mauern», steht in einem Psalm. Im Leben öffnen sich auch dunkle Schächte, ohne Vorwarnung und erst im letzten Augenblick erkennbar. «Mit meinem Gott überspringe ich Abgründe.» Ohne Gottes Übersicht und Weitsicht fehlt uns oft die Vorsicht und die Einsicht.

Reden ist Silber...

Bei der RhB-Station *Davos-Monstein* steht das «Bergbaumuseum Graubünden». Eine Gedenkstätte des einstigen «Ruhrgebiets» Rätien. Eine versunkene Welt. Ein Fussmarsch von 45 Minuten führt zum Eingang des Stollens im Silberberg. Ein klingender Name, der weniger hält, als er verspricht. Eindrücklich und bedrückend ist der enge Tunnelschacht. Auf mehreren hundert Metern ist der aufrechte Gang nicht immer möglich. Wo man im Bergesinneren erhobenen Hauptes nicht mehr weiterkommt, schützt der Helm den Besucher.

In einer ersten «Blütezeit» wurde vorrangig im 16. Jahrhundert hier abgebaut. Dann unternahmen Pioniere im 19. Jahrhundert einen neuen Anlauf. Blei wurde gewonnen und auch Zink. Aber die Erfüllung der grossen Hoffnung blieb aus. Der Silbergehalt war gering. 1848 wurde der unrentable Betrieb eingestellt.

Ernüchternde Fakten. Vor dem Berggbaumuseum liest der Führer den Besuchern auf dem alten Appellplatz laut das strenge Reglement vor, das seinerzeit den Bergknappen um die Ohren geschlagen wurde. Von langer, harter Arbeit ist die Rede, von kurzen Pausen, von empfindlichen Strafen. Wer das Morgengebet versäumt, wird bitter gebüsst. Ein zynischer Moralismus.

In diesem Stollen liegen nicht bloss Spekulationen auf Reichtum begraben. Schlimmer. Hier wur-

den hoffnungsvolle Menschenleben verschüttet. Keine Angst, man stolpert nicht über Skelette von Silbergräbern in dieser feuchtkalten Todeszone. Aber hier wurden blutjunge Männer ausgebeutet. Die engen Bergröhren haben ihre Atemwege zerstört, ihre Gelenke ruiniert. Was blieb, war Armut, früher Tod und verlorene Sehnsucht nach Liebe, Wohnung und Wohlstand. Diese Menschen sind auch unsere Vorfahren, eine Wegstrecke unserer Geschichte. Von ihnen schweigen wäre nicht Gold.

Schesaplana

Der Schesaplana ist ein entfernter Churer Hausberg. Im Rheinquartier gut sichtbar, fesselt er, hoch über der Prättigauer Klus, auf der Fahrt nach Landquart den Blick der Reisenden. Im Jahr 1730 bestieg der Seewiser Pfarrer und Schriftsteller Nicolin Sererhard (1689–1755) zusammen mit dem Wirt des Bades Ganey, zwei Fusstunden hinter Seewis, das später verfiel und von dem heute rein nichts mehr übrig geblieben ist, und einem 83jährigen (!) Jäger den 2964 Meter hohen Schesaplana, den höchsten Gipfel im Rätikon.

Nachdem schon 1559 drei Churer, darunter Johann Fabricius Montanus, Pfarrer an der Martinskirche – Theologen gehören bezeichnenderweise auch zu den Entdeckern der Alpen – erstmals den Calanda erstiegen hatten und 1707 zum ersten Mal ein Mensch auf dem Piz Beverin gestanden war, ist der Schesaplana der dritte Gipfel, über dessen Erstbesteigung wir wissen. Sererhard hat die Schesaplanatour in der *Einfalten Delineation gemeiner dreyer Bünde* beschrieben.

Sie hatten auf einem Heustock *pernoctiert* und nahmen nun den Berg in Angriff. Sererhard und die alten Seewiser nannten das langgezogene Massiv *Schaschaplana,* was flacher Fels bedeutet.

Drei-Länder-Treffpunkt

Eine Wanderung auf den *Schesaplana* verliert nie an Reiz. Der Berg wird zwar weit mehr vom Montafon aus besucht. Es führen viele luftige und exponierte, markierte und gesicherte Steige auf Schweizer und Vorarlberger Seite zum Gipfel. Das gastliche Schesaplanahaus des Schweizerischen Alpenclubs ist ein Treffpunkt der drei Länder Schweiz, Österreich und Deutschland. An den abendlichen Tischen beim Schlummertrunk, wenn denn von Schlafen die Rede sein kann, hört man alle deutschen Dialekte, seit 1990 nach der Wiedervereinigung Deutschlands auch sächsisch. Neben dem Franken sind Schilling und D-Mark zugelassen. Die letzteren werden vom Euro abgelöst. Das Rätikon ist eine Grenzmauer, von Natur durchlässig auf verschiedenen Passagen. Ein Wandergebiet zwischenstaatlicher Begegnung. Die Grenzwacht hält sich im Hintergrund. Nur im Winter, wenn sie keine ausgefallenen Wanderer vermutet, wird sie misstrauisch.

Das «Schweizertor» – *ein wunderlicher Pass . . . zwischen zwei perpendicular gegen einander aufgerichteten sehr hohen Felsen, welche nicht weiter als circa drei Klafter von einander stehen* (Sererhard) – könnte in kurzer Zeit verriegelt werden. Beim Passieren dieses eigenwilligen alpin architektonischen Durchgangs wird einem bewusst, dass dieses natürliche «Brandenburger Tor» während sieben Jahren die Grenze zum widernatürlichen Nazireich bildete. Spuren zeigen, dass auch das Rätikon von militärischen und politischen Ereignissen der neueren Zeit berührt wurde. An der Säge in Ganey (Cani) erinnert eine Inschrift an die Grenzbesetzung von 1939. Und die höchste Hütte im Rätikon über dem Brandner Gletscher, im Besitz des Deutschen Alpenvereins, heisst nicht mehr Strassburger Hütte, sondern Mannheimer Hütte. Das Elsass gehört ja nicht mehr zu Deutschland.